

Jörg Strübing

# Theoretischer Konservatismus und hegemonialer Gestus: über ungute professionspolitische Spaltungen

Ein Kommentar auf Ronald Hitzlers „Zentrale Merkmale und periphere Irritationen...“

Theoretical Conservatism and Hegemonial Gesture.  
About unproductive professional divides

An Answer to Ronald Hitzler's „Pivotal Characteristics and Peripheral Confusions....“

**Zusammenfassung:**

Bei diesem Text handelt es sich um einen weiteren Kommentar zu dem von Ronald Hitzler verfassten Diskussionsbeitrag (Hitzler 2016). Bereits Günter Mey (2016) und Uwe Flick (2016) hatten profunden Zweifel daran geäußert, dass die von Ronald Hitzler propagierte Unterscheidung a) korrekt und b) produktiv ist. Dieser Richtung folgt auch der vorliegende Beitrag. Argumentiert wird unter anderem, dass die von Hitzler als gesetzt betrachtete Theorieperspektive defizitär ist, weil die Weiterentwicklung der Theorie- und Methodendiskurse der Soziologie nach Berger/Luckmann nicht adäquat rezipiert wird. Argumentiert wird auch, dass die Entgegensetzung von qualitativ und interpretativ einen Kategorienfehler beinhaltet, weil auf unterschiedliche Bezugsebenen referierende Begriffe miteinander verglichen werden.

**Schlagerworte:** Qualitative Sozialforschung; interpretative Sozialforschung; Fall; Forschungslogik

**Abstract:**

The article offers just another critical response to Ronald Hitzler's discussion paper (2016). Profound doubts about whether the divide proposed by Hitzler is both correct and productive have already been raised by other discussants such as Günter Mey (2016) and Uwe Flick (2016). This paper follows this line of thinking, arguing that the theoretical perspective employed by Hitzler is deficient insofar as it does not adequately respond to the social theoretical progress advanced in the post-Berger/Luckmann era. Additionally, it is argued that pitting interpretive research out against qualitative research means to compare two categories from different reference levels.

**Keywords:** Qualitative Research; Interpretive Methods; Case; Research Logic

# 1 Prolog

Vor ein paar Jahren hatte ich eine denkwürdige Begebenheit mit einem mir gut bekannten Kollegen unseres Faches. Ich hatte versucht, ihn als Dozenten für einen Workshop auf unserer Tübinger Summer School „Schreiben in der qualitativen Sozialforschung“ zu gewinnen. Das schien mir auch gelungen zu sein. Doch als ich ihm einen Entwurf für den Ankündigungstext mailte, in dem ich ihn als einen renommierten qualitativen Sozialforscher ankündigte, erhielt ich die leicht pikirierte Replik: „Außerdem bin ich KEIN qualitativ, sondern ein (explorativ-) interpretativ forschender Soziologe“ (8. Mai 2014). Das erinnerte mich auf Anhieb vage an den Auftritt Ulrich Oevermanns auf dem Münchener Soziologiekongress 2004, wo dieser bei einer Podiumsdiskussion mit Hartmut Esser mit ähnlichem Aplomb betonte, dass er kein qualitativer Sozialforscher sei. Andererseits kannte ich besagten Kollegen doch ganz gut und war mir sicher, dass er nicht die wissenschaftliche Perspektive Oevermanns im Sinn gehabt haben konnte. Es handelte sich, man ahnt es schon, just um Ronald Hitzler, der es mir hoffentlich nachsieht, dass ich aus unserer E-Mail Kommunikation zitiere.

War dieser Austausch noch gewissermaßen ‚entre nous‘, finden wir diese Abgrenzung nun noch einmal größer skaliert in Form einer wissenschaftlichen Debatte in einer einschlägigen Fachzeitschrift (und basierend auf einem Vortrag, was man dem Text nicht zu seinem Vorteil anmerkt). Damit bekommt die Sache zweifelsohne mehr Gewicht. Was aber ist von ihr zu halten? Die Frage hat eine methodologische und sozialtheoretische Dimension, sie hat aber auch eine professionspolitische Dimension – all dies will wohl bedacht sein.

## 2 Verständliche Irritationen und falsche Konsequenzen

Wer hätte sich nicht schon dabei ertappt, manch dreisten Etikettenschwindel in Methodenfragen zu beklagen. Zu Ronald Hitzlers Ehrenrettung sei gesagt, dass seine Irritation durch jene methodischen Geisterfahrer befördert wird, die uns mit aufgeblendete Scheinwerfern in Lastern mit der Aufschrift ‚Qualitative Inhaltsanalyse‘ auf unserer Quali-Spur entgegenkommen, tatsächlich aber Subsumtionslogik, etablierte Kategoriensysteme und nomologisch-deduktive Forschungshaltung geladen haben. Das entschuldigt allerdings nicht die mangelhafte Differenzierung, die Ronald Hitzler (sich) leistet und die völlig unnötige und kontraproduktive Diffamierung, die er damit etablierten Forschungsstilen der qualitativen (und damit immer auch interpretativen) Sozialforschung angedeihen lässt.

Sowohl das Fach Soziologie, dem wir beide angehören, als auch das Feld der – ich bleibe dabei – qualitativen Methoden sind multiparadigmatisch. Wir haben eine Vielfalt theoretischer, epistemologischer und methodischer Bezüge, aus denen sich unsere verschiedenen Forschungsstile entwickelt haben und weiter entwickeln. So wenig wie es angemessen wäre, sich vom immer noch herumspukenden Geist eines Methodenmonismus erschrecken lassen, so wenig ist es zielführend, die unterschiedlichen methodologischen Positionen innerhalb des mit quali-

tativen Daten interpretativ soziale Zusammenhänge rekonstruierenden Forschens selbstinteressiert gegeneinander auszuspielen. Wenn man "irritiert" ist, ist es keine gute Strategie, sich an sein kleines schwankendes Floß zu klammern und es in publizierter Autosuggestion zur einzig sicheren Insel im tosenden Meer der Ungewissheiten zu erklären.

Bei Lichte betrachtet erscheint der Unterschied zwischen qualitativer Sozialforschung und interpretativer Sozialforschung ungefähr so gravierend wie jener zwischen der „Volksfront von Judäa“ und der „judäischen Volksfront“ – zwischen denen, wie uns die Monty Pythons belehren, wahre Abgründe liegen („Es gibt Typen, die wir noch mehr hassen als die verfluchten Römer“; aus: Das Leben des Brian, 1979). Ich glaube, wir wissen alle, wer unsere Römer sind, aber von denen wollen wir heute schweigen.

Dass wir das, worin wir ein positiv bestimmbares Gegenüber standardisierter, nomologisch-deduktiv prozessierender Sozialforschung erkennen, seit Jahrzehnten weit überwiegend mit dem Label „qualitativ“ bezeichnen, ist schlimmstenfalls eine denkfaule Angewohnheit, die sich über die Jahre auch in den Bezeichnungen für die vielfältigen Institutionalisierungen dieses Methodenparadigma sedimentiert und dem Begriff so eine gewisse Persistenz verschafft hat. Was es auf jeden Fall nicht ist: Eine von der interpretativen Sozialforschung unterscheidbare, womöglich – so legt es Hitzler nahe – sogar zweitklassige methodologische Position. Überdies gibt es auch in der Sache gute Gründe dafür, die von uns betriebene Art der Forschung als „qualitative“ zu markieren. Im übertragenen Sinne ist damit nicht ausschließlich die Arbeit mit qualitativen Aspekten des Datenmaterials gemeint (s.u.), sondern, wie es Adorno formuliert, eine Forschung, die „die aus klassifizierten Daten gefügte Fassade (...) durchbricht, in die spezifische Erfahrung der Sache eintritt, der beurteilten *convenus* darüber sich entschlägt und die Beziehung auf den Gegenstand anstelle des Majoritätsbeschlusses derer setzt, die ihn nicht einmal anschauen, geschweige denken“ (Adorno 1982, S. 84). Es wird also eine bestimmte, nur mit den von uns praktizierten Forschungsstilen erreichbare Qualität in der Beziehung zu unseren Forschungsgegenständen beansprucht. Es ist nicht das Schlechteste, wenn sich dies auch in der Bezeichnung unserer Methodenperspektive ausdrückt.

### 3 Ein Kategorienfehler

Die pauschale Entgegensetzung von qualitativ und interpretativ ist schon deshalb unterkomplex, weil sie suggeriert, dass beide Begriffe auf der gleichen Bezugsebene operieren. Das aber wäre ein Kategorienfehler, den zu vermeiden meine Studentinnen bereits im ersten Bachelor-Semester lernen. Man kann so plaudern, im Sinne eines *common saying* der beteiligten Professionen. Da spricht man mal von quantitativer, mal von interpretativer und wahlweise auch von rekonstruktiver Sozialforschung und benennt damit mit einer gewissen Lässigkeit, die aus der Annahme eines *grosso modo* gemeinsamen Verständnisses zu resultieren scheint, eher eine ungefähre Lage als eine präzise Hausnummer. Eine Art *etcetera*-Annahme, die auf einen gemeinsam geteilten Kontext verweist. In der deutschsprachigen Soziologie, aber etwa auch der amerikanischen, wird pauschalisierend eher von qualitativer Sozialforschung gesprochen: Sektionen (etwa in der Deut-

schen Gesellschaft für Soziologie) werden so benannt, Zeitschriften (wie die vorliegende) ebenso. In der amerikanischen Politikwissenschaft hingegen ist „*qualitative*“ ein No-Go, dort wird das, was bei uns meist unter qualitativ läuft, als „*interpretive*“ qualifiziert. Wohlgemerkt: ohne dass damit andere Methoden oder Forschungsperspektiven adressiert würden. Bei genauerer Betrachtung aber adressiert „qualitativ“ eine Art der Auswahl und Zurichtung von empirischem Material, während „interpretativ“ auf der wissenschaftstheoretischen Ebene operiert und einen Gegenpool zu normativen Perspektiven und Forschungshaltungen benennt – unter Bezug in der Tat auf den auch von Ronald Hitzler bemühten frühen Ethnomethodologen Thomas P. Wilson. Und es gibt weitere Ebenen, auf denen Forschungsstile differenziert werden: auf der Ebene des dominanten Erkenntnismodus kann grob in vorrangig erklärend oder vorrangig verstehend unterschieden werden, auf der Ebene der Schlussverfahren kennen wir solche, die ihren Akzent auf Deduktion legen, im Unterschied zu eher induktiv bzw. abduktiv/induktiv ausgerichteten. In der Forschungslogik schließlich unterscheiden wir theorietaugende von theoriegenerierenden Ansätzen. Für die dem qualitativen Paradigma zugerechneten Forschungsstile gilt, dass sie mit qualitativem Datenmaterial interpretativ verfahren und dabei – ohne von vorgängigen theoretischen Sensibilisierungen abzusehen – theoriegenerierend ausgerichtet sind.

Das alles weiß Ronald Hitzler natürlich. Umso mehr stellt sich die Frage, was er mit der falschen Abgrenzung von qualitativ und interpretativ erreichen will. Denn professionspolitisch leistet Hitzler allen qualitativ-interpretativ-rekonstruktiv forschenden Kolleginnen einen Bärendienst. Interpretative Sozialforschung müsste in der Lesart Ronald Hitzlers eher „Erforschung einer immer schon interpretierten Sozialwelt“ heißen. Das ist ein Argument gegenüber all jenen Positionen, die den Gegenstand der Sozialforschung wie ein naturwissenschaftliches Objekt (und zwar auch noch im Sinne der klassischen Naturwissenschaften, also objektivistisch) behandelt sehen wollen. Aber um die Front geht es ihm hier gar nicht. Vielmehr treibt ihn eine Binnendifferenzierung im Feld all jener Ansätze um, die nicht nomologisch-deduktiv, nicht-standardisiert und nicht beschränkt auf quantitative Daten forschen.

## 4 Ein Unverständnis von qualitativer Sozialforschung

Im Text von Ronald Hitzler finden sich erschreckend unterkomplexe und undifferenzierte Annahmen darüber, was qualitative Sozialforschung ist, und er belegt sie auch kaum mit substantiellen methodologischen Argumenten oder gar der konkreten Benennung von Verfahren die er der von ihm inkriminierten Verfahrensweise und Haltung bezichtigt. Negativ bestimmt kann man seine Vorstellung von qualitativer Sozialforschung so umreißen: Eine Forschung, bei der a) die gewonnenen Daten nicht „fallrekonstruktiv verarbeitet werden, ... also [nicht; J.S.] zunächst der spezifische Sinnzusammenhang des jeweiligen Einzelfalls rekonstruiert wird“ (Hitzler 2016, S. 172) und b) (fremde) Daten auch dann als „nützlich“ betrachtet werden, wenn „ihr Sinnzusammenhang“ nicht mehr erkennbar ist (ibid.). Das trifft, abgesehen von sehr schlecht gemachter qualitativ/interpreta-

tiv/rekonstruktiv *gemeinter* Sozialforschung, vor allem auf die erwähnten subsumptionslogischen Analysestrategien zu, die sich gerne (und m.E. zu Unrecht) als „qualitative“ Inhaltsanalyse bezeichnen.

Für jede sinnvolle Debatte müssten wir uns also zunächst darauf verständigen, ob wir schlecht gemachte praktische Forschung mit unseren eigenen hehren Ansprüchen vergleichen wollen – ein eher unredliches Vorgehen, wenngleich beliebt –, oder ob es uns um substanzielle Unterschiede (und Gemeinsamkeiten) zwischen den Methodologien und Praxisregeln der unterschiedlichen Forschungsstile qualitativer Provenienz gehen soll.<sup>1</sup>

Konstruktiv zu Ende gedacht muss es mehr noch darum gehen, ansatzübergreifende Kriterien für die Güte qualitativer Forschung zu entwickeln. Kriterien, die nicht bloße Ableitungen aus den Gütemaßen standardisierter Forschung sind, sondern sich auf die methodologische Eigenlogik qualitativer Verfahren beziehen. An diesem Punkt ist, trotz einiger Vorarbeiten, noch viel Arbeit zu leisten.<sup>2</sup> Im Grunde verfolgt Ronald Hitzler ein ähnliches Ziel, nämlich zu bestimmen, was – in seinem Sinne – gute Forschung ist. Allerdings endet er, auch wegen seiner auf Schütz zentrierten eindimensionalen Theorieperspektive, in einer Art Purifizierung sozialwissenschaftlicher Hermeneutik, also in einer unzulässigen Engführung der Qualitätsdiskussion.

## 5 Von Fällen und Fallrekonstruktionen

Ronald Hitzlers Verständnis von Fallrekonstruktion, das er in seiner Argumentation zentral setzt, ist ein überaus enges und schon forschungslogisch wenig reflektiertes: Was ist denn ein Fall, und wie hängt er mit der Forschungsfrage zusammen? Just im vergangenen Jahr hat die Sektion für Methoden der qualitativen Sozialforschung, die sich – *nomen est omen* – regelmäßig mit derartigen Fragen befasst, eigens eine Tagung zur Frage „Was ist ein Fall?“ durchgeführt. Fernab des dort erzielten Diskussionstandes bestimmt Ronald Hitzler das Gegenüber der Fallrekonstruktion als eine Sozialforschung, die abzielt „auf die Beantwortung fallunabhängiger Forschungsfragen mittels nichtstandardisiert (was immer auch impliziert: *nicht repräsentativ*) erhobener Daten“ (Hitzler 2016, S. 172; Hervorh. im Orig.). Wenn aber die Forschungsfrage von den Fällen unabhängig wäre, die sie als empirisches Material zugrunde legt, wenn also die Forschungsfrage nichts mit dem Datenmaterial zu tun hat, dann wäre es weder „qualitative“ noch „standardisierte“ Forschung, dann wäre es gar keine empirische Forschung.

Clifford Geertz hat den schönen Satz formuliert: „Ethnologen untersuchen nicht Dörfer (...), sie untersuchen in Dörfern“ (Geertz 1987/1973). Sprich: am Fall eines Dorfes wird eine umfassendere Fragestellung bearbeitet – und zwar ohne die Spezifik des einzelnen Falles – sei es ein Dorf, eine Person, eine Aushandlung oder ein biografischer Wendepunkt – zu ignorieren. Für Geertz ist der fragliche Gegenstand eine Kultur, die sich z.B. in Fall eines bestimmten Dorfes zeigt, aber auch in Fällen dorfübergreifender Praktiken (denken wir an den Kula-Ringtausch bei Malinowski). Der „Fall“ ist also ein skalierbares methodologisches Konstrukt das in einem reziproken Wechselverhältnis zur Forschungsfrage steht: Ohne Forschungsfrage kein Fall und ohne Fälle keine empirische Forschungsfrage. Mit

der Weiterentwicklung, Ausdifferenzierung, Zuspitzung einer Forschungsfrage verändert sich nicht nur, *was* der Fall für die Forschungsfrage ist, es verändert sich auch, *was* genau *ein Fall* für die Forschungsfrage ist. Das heißt: Die Forschungsfrage braucht auch eine gewisse Unabhängigkeit von dem, was ihr als Fall gilt; sie muss mehr sein als der Fall, gerade weil dieser interpretativ rekonstruiert werden soll. Und dennoch hat sie immer, wenn sie überhaupt als legitime empirische Forschungsfragestellung gelten will, einen – allerdings dynamischen und reflexiven – Fallbezug.

Florian Znaniecki hat in seinem frühen Buch zur analytischen Induktion (Znaniecki 1934) eine Trennlinie zwischen der von ihm emphatisch vertretenen qualitativ-interpretativen Forschungsmethodik und der von ihm kritisch als „enumerativ“ bezeichneten nomologisch-deduktiven Forschung gezogen: Erstere würde Wert darauf legen, zunächst den Fall als Ganzen zu rekonstruieren und dann erst komparativ fallübergreifende Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu entwickeln, während „enumerative“ Forschung selektiv und kontextfrei einzelne Merkmale über eine Vielzahl von Fällen hinweg aggregiere, um Vergleiche auf der Ebene dieser aggregierten Einzelmerkmale zu organisieren. Dem Stand der damaligen methodologischen Diskussion und Methodenentwicklung geschuldet ist das noch ein eher holzschnittartiges Bild. Es verdeutlicht aber bereits, wie intensiv der Gedanke einer qualitativ, induktiv-abduktiv operierenden Sozialforschung auf Kontextualität aufbaut.<sup>3</sup> Es verdeutlicht auch, dass bereits seit den Anfängen methodologischen Denkens in qualitativ-interpretativer Perspektive die komparative Dimension wesentlich ist: Die Spezifik jedes (wie auch immer bestimmten) Falles erschließt sich erst in fallvergleichenden Operationen. Das wissenschaftliche Verstehen des Einzelfalles lebt von mindestens gedankenexperimentellen, meist aber materialbasierten Vergleichen mit anderen Fällen, an denen erst Ähnliches und Unähnliches erarbeitet und so der Einzelfall erst als Einzelfall hergestellt wird.

Ganz gleich, ob wir im Stil der Grounded Theory, der dokumentarischen Methode oder der objektiven Hermeneutik forschen, ob wir ethnographisch, biografie- oder konversationsanalytisch verfahren: Ohne das Primat eines Fallbezugs – wie auch immer unterschiedlich konstruiert – argumentiert keiner dieser Forschungsstile. Allerdings lassen sich Fälle nicht auf subjektive Sinnperspektiven reduzieren, wie es Ronald Hitzlers Argumentation nahe zu legen scheint. Eine im besten Sinne qualitative Sozialforschung befasst sich auch mit Fällen von Anschlusskommunikation, mit Fällen situierter Praktiken oder mit Fällen sozio-technischer Konstellationen.

## 6 Versuch einer intellektuellen Enteignung

Hitzler schlägt vor, die „Rekonstruktion von *Sinn* nicht als gemeinsames Anliegen der sogenannten qualitativen Sozialforschung, sondern als das allgemeinste, sozusagen epistemologische Anliegen verstehender Soziologie und – in deren Rahmen – auch *interpretativer* Sozialforschung“ zu – so muss man es wohl sagen – reservieren. Weil ihm und, wie er betont, auch anderen Kollegen, aufgefallen ist, dass das wahre Methodenschisma nicht quantitativ versus qualitativ lautet, sondern in den „Antworten auf die Frage, was das Erkenntnisinteresse der Forschere-

rin bzw. des Forschers paradigmatisch leitet“ (2016, S. 173; Hervorh. im Orig.), liege, und das sei, wofür er Thomas Eberle zum Zeugen aufruft, der Gegensatz Hermeneutik vs. Szientismus. „Ach was!?“ möchte man da den unsterblichen Ehrensoziologen Lorient zitieren. Es ist also gar nicht der Unterschied zwischen qualitativ und quantitativ? Das ist zwar eine nicht ganz taufrische Erkenntnis, aber nett, wenn Ronald Hitzler sie uns hier noch einmal als neu verkauft.

Problematisch sind aber die wie selbstverständlich daherkommenden Übersetzungen von Begriffen ineinander und die Ein- und Ausschlüsse, die damit produziert werden: „normative Methodologien“ sind „szientistisch“ und „interpretative Methodologien“ sind „hermeneutisch“. Und wer nicht in Hitzlers Sinne auf subjektives Sinnverstehen zielt, der ist automatisch...? Richtig: szientistisch, normativ, objektivistisch, gehört zum Reich des Bösen, zur dunklen Seite der Macht. Wohin die Reise geht, zeigt sich deutlicher, wenn wir uns von Ronald Hitzler erläutern lassen, was denn nun die von ihm pejorativ verwendete Bezeichnung „qualitative Sozialforschung“ schlecht und die zum strahlenden Gegensatz aufgebaute „interpretative Sozialforschung“ gut macht: Für Hitzler stellt es sich so dar, dass „erstere letztendlich auf Erklärungen von Einstellung und Verhaltensweisen aus den gegebenen sozialen Umständen abzielt, *grosso modo* also an bestehenden Normen orientiert ist. Letztere hingegen ist um ‚verstehendes Verstehen‘ der komplexen Aspekte des sinnhaften Aufbaus der sozialen Welt bemüht“ (2016, S. 175). Darum also geht es: Nur die ist eine gute Sozialforscherin, die fest auf dem Boden der phänomenologisch-sozialkonstruktivistischen Grundordnung von Schütz steht und diese am besten schon als Konstanzer Studentin inhaliert hat. Da macht sich also einer ganz ungeniert daran, alles Interpretative und Hermeneutische für sich und die Seinen zu reklamieren. „Haltet den Dieb“ mag man dem geschätzten Kollegen da hinterherrufen.

Dass es die Sozialforschung in ihrem Gegenstand immer schon mit einer von den Teilnehmenden bereits interpretierten Sozialwelt zu tun hat, würden ja selbst die meisten nomologisch-deduktiv an quantitativen Daten forschenden Kollegen nicht bestreiten. Das mag zu Schütz' Zeiten noch anders gewesen sein, inzwischen aber hat sich die Welt schon ein paar mal weitergedreht. Und was für eine Hermeneutik ist es eigentlich, die uns von Ronald Hitzler hier als praktisch alternativlos nahegelegt wird? Es muss um Sinn gehen, und Sinn bestimmt Hitzler unter Bezug auf Schütz als „die Bezeichnung einer bestimmten Blickrichtung auf ein eigenes Erlebnis“ (Schütz 2004, S. 127), nämlich einer auf Auslegung bedachten Blickrichtung“ (2016, S. 175). Durch die Hintertür schmuggelt er damit in seinem Statement eine Engführung auf eine subjektzentrierte Theorieposition ein: Die Einheit „Subjekt“ wird von ihm vorausgesetzt und dessen „Blickrichtung“ ist die einzige, die eine interpretative Sozialforschung zu interessieren hat. Sinn entsteht für Ronald Hitzler offenbar nicht in der Interaktion, wie wir bereits von Mead lernen konnten, sondern liegt im Subjekt verborgen, das es in hermeneutischen Prozessen zu Tage fördert. Damit vertritt er eine Sozialtheorie und Epistemologie, die nicht nur einige wichtige soziologische Klassiker, sondern auch die letzten 20 Jahre Theorieentwicklung nonchalant ignoriert und auf die er nun alle verpflichten will, die von ihm für würdig befunden werden wollen, das Label des Interpretativen im Namen zu führen.<sup>4</sup> Interpretative Forschung „zielt ab auf situative und transsituative Interpretationen und damit auch auf Fragen der Konstitution dessen, was zwischen Menschen geschieht“ (Hitzler 2016, S. 174). Das klingt alles in allem mehr nach Religion als nach Wissenschaft und ist am Ende ungefähr so normativ wie jenes Paradigma, von dem sein Gewährsmann Wilson die interpre-

tative Soziologie abgrenzen wollte. Und es ist überdies eine wenig zeitgemäße Reduktion unseres Gegenstandes: Soziologie befasst sich mit Sozialität. Sie kann Subjekte und subjektiven Sinn nicht voraussetzen, sondern muss fragen, wie das, was wir als soziale Phänomene wahrnehmen, praktisch erzeugt wird – und wer oder was daran in welcher Weise beteiligt ist. Nicht immer leisten wir uns den Luxus, das in dieser Radikalität zu erforschen, aber es gehört jedenfalls zum Kernbestand einer Sozialforschung, die sich selbst noch ernst nimmt.

Insofern beruft sich Hitzler im Grunde auf eine Variante jenes methodologischen Individualismus, dem sonst vor allem in der nomologisch-deduktiven Forschung gefrönt wird: Alles geht vom Subjekt aus, das überdies in spezifischer Weise enggeführt wird (rational, reflexiv etc.). Dabei argumentiert der Text über weite Strecken eher mit rückwärtsgewandter Theorieexegese anstatt die Potentiale der Klassiker für die soziologischen Probleme der Gegenwart neu zu lesen und zu akzentuieren.

Die in den letzten Jahren verstärkt zu beobachtende Erforschung von Grenzfällen des Sozialen kann man nicht nur nicht mehr mit dem ehernen Bestand soziologischer Klassiker erschlagen (und erst recht nicht mit der Beschränkung auf vor allem einen Klassiker). Vielmehr stellen Mensch-Tier-Verhältnisse, hybride soziotechnische Konstellationen, multiple Körper-Geist-Bezüge oder multimediale, Virtualität einbeziehende Repräsentationsformen evokatorische Objekte für das Nachdenken auch über zentrale soziologische Konzepte wie „Handeln“, „Interaktion“ oder „soziale Ordnung“ dar. Während z.B. Arbeiten pragmatistischer, praxeologischer, leibphänomenologischer oder systemtheoretischer Provenienz diese Herausforderungen auf sozialtheoretischer und methodologischer Ebene annehmen, argumentiert der Text von Ronald Hitzler hier betrüblich konventionalistisch.

## 7 Die Moral von der Geschichte'

Niemand sollte sich unter Berufung auf vermeintlich höherrangige wissenschaftspolitische Interessen von einer differenzierten inhaltlichen Diskussion abhalten lassen. Man wird aber fragen dürfen, ob Ronald Hitzlers Beitrag der Sache einer qualitativen/interpretativen/rekonstruktiven Sozialforschung einen guten Dienst geleistet hat. Unterschiedliche Positionen herauszuarbeiten ist der Kern wissenschaftlicher Debatten. Wenn dies jedoch mit dem Versuch einer intellektuellen Enteignung einhergeht, die Leistungsmerkmale wie Fallbezug, Kontextualität oder Reflexivität vor allem einer bestimmten Schule soziologischer Theorie und empirischer Sozialforschung zu reservieren trachtet, dann handelt es sich um den Versuch eines hegemonialen Herrschaftsdiskurses. Darauf kann man gut verzichten und sich in der methodologischen Diskussion wieder wichtigeren Dingen zuwenden.

Von Ferne hört man schon die Römer, wie sie fröhlich mit dem Pilum auf ihr Scutum schlagen ...

## Anmerkungen

- 1 Über den konstitutiven Kern qualitativer Sozialforschung nachzudenken haben bereits vor einer ganzen Reihe von Jahren Betina Hollstein und Carsten G. Ullrich (2003) unternommen, daran ließe sich anknüpfen.
- 2 Vgl. zu den Vorarbeiten (Terhardt 1995; Steinke 1999; Reichertz 2000; Breuer 2000; Strübing 2002)
- 3 Im Übrigen findet sich der Hinweis auf Kontextualität in jedem halbwegs gescheiten aktuellen Lehrbuch der qualitativen Sozialforschung.
- 4 Darüber können auch die eher im Stile eines Name-Dropping ausgeführten dekonstruktivistischen Volten nicht hinwegtäuschen, die Ronald Hitzler seinem Text im letzten Abschnitt anfügt.

## Literatur

- Adorno, T. W. (1982): *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt a.M.
- Breuer, F. (2000): Über das In-die-Knie-Gehen vor der Logik der Einwerbung ökonomischen Kapitals – wider bessere wissenssoziologische Einsicht. Eine Erregung. Zu Jo Reichertz: Zur Gültigkeit von Qualitativer Sozialforschung, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research*, 1. Jg., Heft 3, 18 Absätze.
- Flick, U. (2016): Von den Irritationen in die Peripherie? Anmerkungen zu Ronald Hitzlers Artikel „Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung“. In: *Zeitschrift für qualitative Forschung*, 17. Jg., H. 1/2, S. 199–203.
- Geertz, C. (1987): Dichte Beschreibung: Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: Geertz, C. (Hrsg.): *Dichte Beschreibung: Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a.M., S. 7–43.
- Hitzler, R. (2016): Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung. In: *Zeitschrift für qualitative Forschung*, 17. Jg., H. 1/2, S. 171–184.
- Hollstein, B./Ullrich, C. G. (2003): Einheit trotz Vielfalt? Zum konstitutiven Kern qualitativer Sozialforschung. In: *Soziologie*, 32. Jg., H. 4, S. 29–43.
- Mey, G. (2016): Qualitative Forschung: Zu einem Über(be)griff und seinen (Ver)Wendungen. In: *Zeitschrift für qualitative Forschung*, 17. Jg., H. 1/2, S. 185–197.
- Reichertz, J. (2000): Zur Gültigkeit von Qualitativer Sozialforschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1. Jg., H. 2, 76 Absätze.
- Steinke, I. (1999): *Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung*. Weinheim.
- Strübing, J. (2002): Just do it? Zum Konzept der Herstellung und Sicherung von Qualität in grounded theory-basierten Forschungsarbeiten. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 54. Jg., H. 2, S. 318–342.
- Terhardt, E. (1995): Kontrolle von Interpretationen: Validierungsprobleme. In: König, E./Zedler, P. (Hrsg.): *Bilanz qualitativer Forschung Bd. 1: Grundlagen qualitativer Forschung*. Weinheim, S. 373–397.
- Znaniecki, F. (1934): *The Method of Sociology*. New York.